

Gerhard Schlese

**Kopf hoch  
und  
irgendwie durch**

Titelbild: Gerhard Schlese

Der Text 'Kopf hoch und irgendwie durch' beruht hauptsächlich auf biografischen Fakten des Autors selbst. Fakten, die er zum großen Teil über all die Jahre gesammelt und zum Teil in Tagebüchern festgehalten hat.

Geschildert werden zum einen Ereignisse und Erlebnisse aus der Kindheit und der Phase als Jugendlicher, zum zweiten solche, die mit der Zeit zu tun haben, in der der Autor Soldat im II. Weltkrieg war.

Text Copyright © 2016 ReMa-Verlag

Alle Rechte vorbehalten

E-mail: [info@rema-verlag.de](mailto:info@rema-verlag.de)

Druck: Creative Space Independent Publishing

## **Kapitel I :**

### **Kindheit in der Weimarer Republik**



Werner Meier war ein echter Kieler Jung. Er sprach, außer in der Schule, Plattdüütsch, und zwar Kieler Platt, das sich doch wesentlich von anderen plattdeutschen Sprachen unterschied, und das nicht nur durch das langgezogene 'e' in der Endsilbe, sondern auch durch völlig verschiedene Ausdrücke wie zum Beispiel *Quietschers* für Fremde oder *Granschers* für Werftarbeiter. Die Kieler bedienten sich aber auch anderer plattdeutscher Wörter und Redensarten, wie z.B. des Wortes Garner für Gärtner aus dem Ostholsteinischen und des Hamburgischen „Hummel, Hummel, Moors, Moors“.

Werner wuchs in einer Arbeiterfamilie am Rande Kiels auf. Der Stadtteil nannte sich Kiel Gaarden ( heute Gaarden Süd ), das nicht zu verwechseln war mit „annern Gaarden“ ( heute Gaarden Ost ), das nördöstlich von seinem sogenannten „Fürstlichen Gaarden“ angesiedelt war. Beide Stadtteile glichen sich aber insofern, als sie sich unmittelbar neben der Krupp Germania Werft und den Deutschen Werken befanden. In letzterer war auch Werners Vater Ernst als Schlossermeister beschäftigt. Die Werftarbeiter wurden von der Jugend abwertend „*Werftgranschers*“ genannt. Viele dieser Granschers waren in den zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts entweder SPD-Mitglieder oder Kommunisten, zumindest waren sie „links“ eingestellt. Neben kleinen Splitterparteien hörte man in dieser Zeit auch schon hin und wieder von Nationalsozialisten. Die Granschers waren also

keine Nazis, sondern Sozis oder, wenn sie keine Parteimitglieder waren, deren Sympathisanten. Sie nannten sich „Nix-Nazis“. Dazu gehörten auch die Meiers.

Werners Vater Ernst hatte am 1. Weltkrieg als Infanterist teilgenommen und war in der mörderischen Schlacht an der Marne schon im September 1914, als Verwundeter im Lazarett liegend, in französische Gefangenschaft geraten, aus der erst 1919 zurückkehrte.

Während der Gefangenschaft war er zuerst auf der Atlantikinsel Ile de Ré in einem großen Gefangenenlager, bis er auf einem Anschlag in deutscher Sprache las: Es werden Gefangene mit Kenntnissen im Ziselieren gesucht. Ernst meldete sich und wurde nach mehreren Wochen in ein Lager auf dem Festland in der Nähe von La Rochelle überstellt.

Von diesem ging er täglich ohne Begleitung zu einem Kunstschlosser und ziselierete acht Stunden lang die schönsten Ornamente. Die *maîtresse de maison* war ihm gegenüber sehr freundlich eingestellt, obgleich auch in Frankreich *la fraternité avec les soldats allemands*, also die Verbrüderung mit dem Feind verboten war. Das berührte sie aber nicht. Ernst fühlte sich bei den Garniers – so hieß die französische Familie – nicht als „boche“, sondern wurde durch sie zu einem Freund der Franzosen. Das Essen war gut und reichlich, wie Vater Ernst oft erzählte. Er eröffnete später zu Hause natürlich jedes Mittagessen mit „*Servez vous!*“, also

wohl bekommt's!, wie er auch immer wieder seine Sprache mit französischen Ausdrücken würzte.

Dafür einige Beispiele:

„À la bonne heure; à la vôtre santé; pas de quoi; pardon“ usw.

Überhaupt war Vater Ernst ein Freund der Sinnprüche und Aphorismen, von denen an dieser Stelle nur ein paar erwähnt werden sollen, weil er sie ständig wiederholte:

„Die Sonne bringt es an den Tag; sage mir, mit wem du umgehst, dann sage ich dir, was du wert bist; der Mann muss hinaus ins feindliche Leben!“ Und bezüglich der Essenportionen:

„Morgens wie ein König, mittags wie ein Edelmann, abends wie ein Bettelmann!“

Auf der Atlantikinsel hatten die Gefangenen eine Theatergruppe zusammengestellt, deren Auftritte für Unterhaltung sorgte und eine willkommene Abwechslung bedeutete. Viele der Arien und Couplets mit witzigem oder satirischem Inhalt hatte er in seinem Gedächtnis gespeichert und später stets auf Festlichkeiten vorgetragen. Darunter:

„Auch ich war ein Jüngling im lockigen Haar' aus dem Waffenschmied von Lortzing, ‚Wer uns getraut' aus dem Zigeunerbaron von Strauß.

Und die Couplets:

Der Stiefelputzer; das Wannseebad (als Sarah sich entkleidete, lag die Jugend im Sand trallara und der Stiel stand nur noch da!) Unsere Freundschaft, die soll brennen wie ein dickes Dreierlicht! und andere.

Nach der Entlassung aus der Gefangenschaft, fand Vater Ernst eine Beschäftigung bei den Howaldts Werken in Kiel-Dietrichsdorf. Er war – wie bereits oben erwähnt – „links“ eingestellt und trat sofort in die Gewerkschaft „Metallarbeiterverband“ ein.

1920 heiratete er Martha Christ, Tochter eines Bäckermeisters aus seinem Heimatort Trebitsch in der Neumark, Sie zogen nach Kiel und fanden eine Wohnung Am Boxberg 4, einem Haus mit 4 Einliegerwohnungen. In der ersten Etage wohnte Familie Pressler. Herr Pressler war Erzkommunist und hatte schon Anfang der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts einen Posten in dieser Partei. Auf seine Karriere bei den Kommunisten wird später noch näher eingegangen.

Werner wurde 1921 in Kiel-Neumühlen-Dietrichsdorf geboren. Deshalb fühlte er sich als echter Kieler, wenngleich seine Eltern auch aus der Mark zugewandert waren.

Werner und sein 2 Jahre jüngerer Bruder Erwin besuchten die 1. Knaben-Akademie-Volksschule am Kleinbahnhof in Fürstlich Gaarden und wurden von den Eltern bei dem SPD-nahestehenden Arbeiter Turn- und Sportverband (kurz ATSV) angemeldet. Als dessen Mitglieder gingen sie regelmäßig einmal wöchentlich bis Anfang der dreißiger Jahre zum Turnen und nahmen an Ausflügen und Zeltlagern teil.

Werner besuchte nach der Grundschulausbildung eine Oberrealschule, was in der Arbeitersiedlung eine große Ausnahme war. Sein Französisch-Lehrer war Parteigenosse der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei. Wenn er sich nach vorn beugte, fiel sein Revers unter dem Gewicht des Parteiabzeichens ebenfalls nach vorne und entblöbte es. Dr. M. war aber ein guter Pädagoge, der seinen Schülern wahre Freude an der französischen Sprache vermittelte. Bei Werner und anderen Schülern kritisierte er immer die harte Aussprache, die im norddeutschen Dialekt begründet sei. „Ihr werdet später besser englisch sprechen können, während den Kindern in meiner sächsischen Heimat die Aussprache des Französischen besser liegt“, meinte er. Die Engländer waren ihm nicht sympathisch. Er nannte sie: „John Bull.“ und wiederholte oft den Spruch: „Die Engländer sagen Gott und meinen Kattun!“ Damit pflanzte er bei seinen jungen Schülern schon eine gewisse Abneigung gegenüber allem ein, was britisch war.

Werner war ohnehin wie sein Vater während seines ganzen Lebens frankophil eingestellt.

Wie jedem Sextaner, so waren auch ihm Aussprüche geläufig wie zum Beispiel „Tress Biene“ für „très bien“, „Le boef der Ochs, la vache die Kuh, fermez la porte, die Tür ist zu.“ Oder „Oeff, oeff que lac je“ für „Ei,ei, was seh ich.“

Als Werners Mutter Martha ( weiter unten wird noch über sie berichtet) Werners Turnschuhe in eine

Volkszeitung einwickelte, nahm das Unheil in der Schule seinen Lauf: die Mitschüler der Sexta versammelten sich um ihn, und brüllten lauthals: „Schiets Sozi!“ und schlugen ihn, bis der Geschichtslehrer erschien und dem bösen Treiben ein Ende setzte. Die von ihm angedrohten Strafen sorgten für Ruhe.

Werner war nach diesem Erlebnis sehr vorsichtig geworden, aber dann passierte ihm doch noch einmal ein faux pas: als im Zeichenunterricht die Straßen, in der die Schüler wohnten, dargestellt werden sollten, ließ Werner eine Kolonne durch seine, die Heischstraße, marschieren. Die Männer schwenkten Schwarz-Rot-Goldene Fahnen, während alle anderen Schüler die Marschierer mit Hakenkreuzfahnen darstellten. Als ein Mitschüler dies entdeckte und wiederum laut: „Scheiß Sozi!“ rief, stimmten alle Mitschüler ein, bis der Zeichenlehrer zur Ruhe aufforderte, jedoch ohne jede Rüge. Er war nämlich auch NSDAP-Parteigenosse und sogar ein alter Kämpfer. Obgleich Werner sehr gut zeichnen konnte, erhielt er für seine Darstellung eine schlechte Note. Er verstand diese jedoch als weiteren Einsatz für die politische Einstellung seines Vaters, dem Nix-Nazi, der ihn, als er ihm davon erzählte, auch gebührend lobte.

Der Umzug der Familie Meier von Dietrichsdorf nach Gaarden erfolgte 1925 in eine der großen Mietskasernen, die Anfang des 20sten Jahrhunderts zu Hunderten in Kiel gebaut worden waren. In die-

sen Häusern war es um die hygienischen Verhältnisse schlecht bestellt. Es gab keine WCs und keine Bäder in den Zwei- und Dreizimmer Wohnungen und auch noch keine elektrische Beleuchtung. In der dunklen Jahreszeit wurden nur Wohnstube und Küche beleuchtet, die Wohnstube mit einer von der Decke herunterhängenden Petroleumlampe und die Küche mit Gaslicht. Die Gaslampe war in ca. 2 Meter Höhe an der Wand angebracht und bedurfte zu ihrem Erleuchten eines sog. Glühstrumpfes, der in jeder Saison erneuert werden musste. Er bestand aus unbrennbarem, feinmaschigem Oxiden. Beim Glühstrumpf sprach man von Socke, weil er eine ähnliche Form wie eine Socke hatte. Das gespendete Licht glich eher dem einer Funzel als einer elektrischen Lichtquelle. Weitere Beleuchtungen waren eine transportable Petroleumlampe und natürlich Kerzen. Als die Häuser in Gaarden 1932 endlich elektrifiziert wurden, bedeutete dies für die Bewohner ein kleines Wunder.

Bis zu dieser Zeit kochten und backten Meiers auf einem Kohleherd mit Backofen und später auf einer Hexe, die wesentlich kleiner war als ein Herd und zum Betrieb weniger Heizmaterial erforderte. In fortschrittlichen Haushalten wurde außerdem auf einem meist zweiflammigen Gasherd gekocht, so auch Ende der 20er Jahre bei Meiers.

Die Plumpsklos befanden sich für jeweils zwei Parteien in den Treppenhäusern. Die vollen Eimer wurden wöchentlich gegen leere, die stark nach Infek-

tionsmittel „dufteten“, ausgetauscht und auf von Pferdegespannen gezogene Schieteimerwagen Richtung Wellsee zum Schietberg transportiert, dort entleert, desinfiziert und bis zum nächsten Einsatz gelagert.

Der Weg zu Meiers Schrebergarten führte am Schietberg vorbei. Werner und sein Bruder hielten sich bei der Passage immer ihre Nasen zu, um nicht die unreine Luft mit dem penetranten Geruch einatmen zu müssen.

Bei starkem Wind oder Sturm klebten die Zeitungspapierfetzen ( in Ermangelung des heute üblichen Toilettenpapiers wischte man sich damals den Po mit Zeitungspapier ab ) mit Resten von Fäkalien am Maschendrahtzaun, der den Schietberg umgab. Gerade kein schöner Anblick.

Die Körperpflege der Bewohner war alles andere als zufriedenstellend. Sie bestand zur Hauptsache aus täglichem Waschen an einer von einem Ständer in Hüfthöhe getragenen Emaille-Waschschüssel und einer einmaliger Körperwäsche am Wochenende in einer größeren Zinkwanne mit heißem Wasser.

Für die ärztliche Versorgung gab es in den beiden Stadtteilen fürstlich und annern Gaarden nur einen Allgemeinmediziner. Dr. Schmehe hatte seine Praxis in der Elisabethstraße in der Nähe des Vineta Platzes. Zu Hausbesuchen, zu denen er damals noch regelmäßig aufbrach, fuhr er mit einem großen, dunkelroten Auto vor, das ein Fahrer mit Dienst-

mütze chauffierte. Er selbst saß im Fond mit geöffnetem Verdeck.

Die Konsultationen des Arztes wurden auf ein Minimum beschränkt, denn es standen genügend Hausmittel zur Verfügung: Kräutertees und Halswickel gegen Erkältungen, Gurgeln mit leicht gesalzenem Wasser gegen Halsschmerzen und Angina, Brustwickel gegen Bronchialkatarrh, Rizinusöl gegen Versstopfung, Arnika gegen Verletzungen der Haut, Essigsäure Tonerde gegen Verstauchungen und jede Art von Schwellungen, Kampferspiritus gegen Gelenkschmerzen, Baldrian gegen Schlafstörungen, Villacreme gegen Pickel und, und, und!

Werner und Erwin spielten entweder auf dem nicht mehr eingezäunten Holzlagerplatz oder auf der Straße mit ihren Spielgefährten. Straßenspiele gab es viele, zum Beispiel:

Hinkerpott: In einem, aus mehreren Quadraten bestehendem Kreuz hinkte man auf einem Bein nach bestimmten Regeln im Wettkampf mit einem Spielgefährten.

Marmelspiel: Werner und seine Freunde nannten die Marmeln Picker oder plattdeutsch Püs. In einem kleinen Kreis stellte man kleine Häufchen Püs auf, die dann vom Gegenspieler mit Hilfe einer Glas- oder Stahlkugel aus ca. 3 Meter Entfernung aus dem Kreis herauskatapultiert werden mussten. Die außerhalb des Kreises liegenden Picker gehörten dem Werfer. Werner beherrschte das Spiel außerge-

wöhnlich gut und brachte seine Anzahl Picker auf mehrere hundert Stück.

Einen größeren Teil ihrer Freizeit verbrachten die Kinder mit Fußballspielen. Sie nannten es Bolzen. Gebolzt wurde entweder auf der Straße oder auf einem harten Platz in der Segebergerstr. Der Fußball hieß Pille. Die beiden Mannschaften spielten auf ein Tor das Spiel „Drei Ecken: Elfmeter.“ Wenn Werner als Elfmeterschütze dran war, schoss er vor lauter Aufregung entweder über oder neben das Tor, wodurch er bei seinen Spielkameraden nicht ein gerade beliebtes Mitglied der Mannschaft war. Seine Qualitäten lagen auf anderen Gebieten. So sammelte er mit Leidenschaft Ligabilder, auf denen alle Spieler der deutschen Oberligavereine, einschließlich Holstein Kiel, abgebildet waren. Die Ligabilder wurden in den Zigarettenpackungen unter das Volk gebracht. Die winzige Dreierpackung enthielt ein Bild und die Sechserpackung zwei. Dazu erwarb man ein Sammelalbum, in das alle Bilder eingeklebt wurden. Danach konnten die Kinder Bilder von den deutschen Kolonien in Afrika oder Darstellungen der deutschen Burgen und Schlösser sammeln. Wenn Werner das eine oder andere Bild in der Sammlung fehlte, ging er zum Wilhelmsplatz, wo vor dem Arbeitsamt Hunderte von Arbeitslosen Bilder tauschten oder verkauften. Der Anbieter ließ die Bilder schnell von einer Hand in die andere passieren, und der Interessent begleitete diese Aktion mit: „Hab ich, hab ich, hab ich! Halt!“ Dann

erwarb er das Bild zu einem Preis, der ausgehandelt wurde.

Anmerkung: anstatt der hier beschriebenen, reichlich vorhandenen Spielmöglichkeiten in Werners Kindheit, sitzen heute die Kinder stundenlang am Computer, surfen im Internet, tummeln sich auf Facebook oder beschäftigen sich mit Computerspielen etc. Daneben begleitet sie das Handy überall. Da stellt sich doch die Frage, ob die heutige Jugend ebenso viel Spaß und Freude an ihrer Beschäftigung hat wie Werner in seiner Jugend an den oben erwähnten Spielen und schließlich, welche Art der Tätigkeiten der Gesundheit zuträglicher ist? Die Luft war damals noch nicht verschmutzt, da es fast keine Autos gab. Der von Pferden gezogene Schiet-eimer Wagen passierte die Heischstraße nur einmal pro Woche für kurze Zeit. Deshalb konnte Werner mit seinen Spielkameraden in reiner Luft herumtollen. Ozonhaltige Luft gab es ausreichend im Brook, von der Jugend Öki genannt, worüber später noch berichtet wird.

Im Winter liefen die Kinder auf den Straßen mit ihren Schlittschuhen, rasten um die Wette oder spielten Eishockey mit unten abgewinkelten Holzstangen. Der Öki eignete sich besonders gut zum Schlittenfahren, wovon Werner und sein Bruder reichlich Gebrauch machten.

In der Adventszeit klapperten Werner und seine Freunde mit einem Rummelpott die Wohnungen ab,

um Plätzchen und Lebkuchen und manchmal sogar einige Reichspfennige zu ergattern. Der Rummelpott bestand aus einer ausgedienten Konservenbüchse mit einer Schweinsblase statt Blechdeckel, die im Zentrum ein Loch hatte. Durch dieses wurde ein kleiner Stab geführt, der auf und ab bewegt wurde. Dadurch entstand das Rummeln, zu dem an den Haustüren gesungen wurde: „Nowächter Thomas to Bett, to Bett , to Bett! Und wenn he ok keen Hemd anhett, to Bett, to Bett, to Bett! Lieschen mok de Dör ob, de Rummelpott is dor!“